Fragen, denen wir uns stellen müssen

Kathrin Heintz und Walter Kühn

Der vorliegende Band knüpft an den von Lothar Bluhm, Volker Ladenthin und Stefan Neuhaus herausgegebenen Sammelband *Literatur als Lebensform. Eine Sammlung lesebiographischer Essays* an. Wie die 2016 im Tectum Verlag veröffentlichte Zusammenstellung ist die vorliegende Sammlung das Ergebnis des gleichen Wunsches, doch wurde dieser nun an einen anderen Adressatenkreis innerhalb der philologischen Zunft herangetragen. So richtete sich die Bitte um Beiträge, die die alte wie schwierige Frage »wie ich wurde, wer ich bin« im Licht eigener Lektüreprägungen essayistisch zu beantworten versuchen, an den »wissenschaftlichen Nachwuchs«. Es galt, mittels Bitte um Auskunft über Fragen wie jene, wie und wozu man sich mit Literatur beschäftigt, welche Bücher aus welchen Gründen besonders prägend gewesen sind und welche Bedeutung beispielsweise Lehrerinnen und Lehrer hatten, herauszufinden, ob sich die Lese- und Lebenserfahrungen der Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler von denen der Generation der Doktorväter und Doktormütter unterscheiden. Diese Art des Vergleichs mit der Vorgängergeneration ist bereits dem Band *Literatur als Lebensform* inhärent, denn Lothar Bluhm, Volker Ladenthin und Stefan Neuhaus nahmen Lesebiografien von ihren akademischen Lehrern in ihre Sammlung auf.

Der Plan, an einem Band zu arbeiten, der gewissermaßen ein Echo auf *Literatur als Lebensform* darstellen soll, hat eine Reihe von Problemen aufgeworfen. So ist der »wissenschaftliche Nachwuchs« eine nur schwer zu erfassende Gruppe. Der Terminus suggeriert einen Generationensprung in Form eines deutlichen Altersunterschieds zwischen der professoralen Ebene und dem akademischen Mittelbau. Die nahegeleg-

te Altersschwelle ist indes häufig nicht vorhanden. Zudem existiert der ange deutete Unterschied im Hinblick auf die Qualifikation nicht zwingend. Dies zeigt sich mit Blick auf die akademischen Räte, Oberräte und Direktoren sowie die habilitierten Privat- und Hochschuldozenten besonders deutlich, gilt aber auch für andere. Die Gewerkschaft für Erziehung und Wissenschaft (GEW) sieht dieses Problem ebenfalls, wenn sie in ihrer Studie zu *Arbeitsbelastung, Ressourcen und Gesundheit im Mittelbau* im Jahr 2017 attestiert:

»In der empirischen Forschung werden Hochschulbeschäftigte unter zahlreichen Begrifflichkeiten mehr oder weniger spezifisch subsummiert: (wissenschaftlich) Beschäftigte, Hochschulpersonal bzw. -mitarbeiter und -mitarbeiterinnen, (akademischer) Mittelbau, (Hochschul-)Lehrende, (Nachwuchs-)Wissenschaftler/innen. Oftmals sind die Bezeichnungen nicht eindeutig einer der jeweiligen Statusgruppen zuordenbar.«

So ist, heißt es in der Studie weiter,

»der hier zu beschreibende Personenkreis heterogen in Bezug auf die Vertragsart und -dauer (befristet, unbefristet), das Aufgabenspektrum (Lehre, Forschung, Administration), die Qualifikationsanforderungen (Promotion, Habilitation) sowie die Berufsziele.«

Wir entschlossen uns dazu, promovierende und promovierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bereich Literaturwissenschaft verschiedener Universitäten um einen Beitrag zu bitten.

Wer zählt zum »wissenschaftlichen Nachwuchs«, wer nicht? Man kommt nicht umhin, in diesem Zusammenhang die Situation des akademischen Prekariats anzudeuten. Die Masse leistet anspruchsvollste Tätigkeiten innerhalb unsicherster Rahmenbedingungen. Das »Wissenschaftszeitvertragsgesetz« macht das Leben und Arbeiten schwer. Es bewirkt bekanntlich unsichere Zukunftsaussichten, da viele Angehörige des Mittelbaus nach 6 bzw. 12 Jahren Universitätszugehörigkeit gezwungen werden, sich neu zu orientieren. Die beiden Qualifikationsstufen

Promotion und Habilitation sind dabei stark auf die akademischen Anforderungen gerichtet und einer Anstellung außerhalb der Universität im Grunde nur dienlich, wenn man eine der raren Anstellungen in einer anderen wissenschaftlichen Einrichtungen ergattert. Wenig verwunderlich ist es da, dass viele der zur Mitarbeit an diesem Band eingeladenen Kolleginnen und Kollegen bei Erhalt der Anfrage noch nicht absehen konnten, ob sie zum Zeitpunkt der Publikation überhaupt noch an einer Universität arbeiten würden. Viele sagten ab. Angesichts des faktisch bestehenden Zeitdrucks versuchen manche, beruflich in ruhigeres Fahrwasser zu wechseln. Andere lehnten die Mitarbeit ab, um sich auf die Qualifikationsarbeit oder wenigstens auf einen der Karriere förderlicheren Gegenstand in Aufsatzform zu konzentrieren.

Skizzenhaft sind der sich hier präsentierende Band und *Literatur als Lebensform* zu vergleichen. Ein Faktor scheint besonders relevant: die Frage nach dem Geschlecht. Auffallend ist, dass Lothar Bluhm, Volker Ladenthin und Stefan Neuhaus ebenso viele Frauen wie Männer um Mitarbeit gebeten hatten, schließlich jedoch lediglich zwei Professorinnen, denen 13 männliche Beiträger gegenüberstehen, für einen Essay gewinnen konnten. Signifikant anders ist der jetzige Zuschnitt. Verzichtet worden ist darauf, genauso vielen Männern und Frauen anzubieten, einen Beitrag zu liefern, da uns dies als künstliche Verzerrung der tatsächlichen Verhältnisse erschien. Der Blick auf den akademischen Mittelbau in der Germanistik bzw. in den Geisteswissenschaften im Allgemeinen zeigt, dass dort mehr Frauen als Männer angestellt sind. Auf professoraler Ebene ist dies anders. Rheinlandpfalzweit kommen auf eine Professorin in den Geisteswissenschaften drei männliche Kollegen. Dies entspricht exakt dem Verhältnis in der Landauer Germanistik. Bemerkenswert ist zudem, dass Frauen unsere Anfrage in erster Instanz nicht häufiger ablehnten als Männer. Die, die ihre Zusage zurückziehen mussten, taten dies aus dem erfreulichen Grund, dass sich die Prioritäten angesichts der Familienplanung verschoben.

Eine auffällige Gemeinsamkeit der Essays besteht darin, dass die Lebensbiografien von Prägungen durch Lehrerpersönlichkeiten erzählen. Dies mag teils mit der Situierung im Mittelbau zusammenhängen, aufgrund

derer sich viele fragen, an wem man sich orientieren kann und sollte und wie das eigene Profil in Abgrenzung zu den Profilen von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aussieht. Dies führt auch dazu, dass der Konstruktcharakter der Lesebiografie von vielen reflektiert und problematisiert wird. So leitet Nicolai Glasenapp seinen Essay mit der Frage nach der dramaturgisch durchdachten Inszenierung von Lektüren ein.

Ein weiterer Faktor der verschiedenen generationellen Prägungen ist, dass die hier versammelten Beiträge von Verfasserinnen und Verfassern stammen, die die Trennung Deutschlands in zwei sich feindlich gegenüberstehende Machtblöcke teils noch bewusst erlebt sowie zugleich in ihrer Jugend die sogenannte Wiedervereinigung miterlebt haben. Der vorliegende Band dokumentiert die Problemstellung, welchen Einfluss es auf die Lesebiografie hat, ob man seine Kindheit und Jugend in der Bundesrepublik Deutschland oder der Deutschen Demokratischen Republik verbracht hat. Michael Bahn und Michaela Nowotnick, die beide in der DDR aufwuchsen, beleuchten dies in ihren Texten. Ebenfalls beschäftigt sich Iuditha Balint, die in Rumänien aufgewachsen ist, mit der Frage, inwiefern sich ihre Lesesozialisation von der unterscheidet, die typisch für die Bundesrepublik ist.

Ein markanter Unterschied ist die Verflechtung von Mediensozialisation und literarischer Sozialisation. Sie spielt, so muss es den Anschein haben, eine andere Rolle als bei Professorinnen und Professoren. Lohnenswert wäre es, genauer zu prüfen, wie nachdrücklich die heutigen Angehörigen des Mittelbaus in ihrer Kindheit und frühen Jugend von Medien – Fernsehen, Internet, Mobiltelefon, Smartphone – beeinflusst worden sind. Während die heutigen Studierenden mit neuen und neuesten Medien selbstverständlich aufgewachsen sind, lassen sich die Erfahrungen der Generation der hier Beitragenden nicht auf einen Nenner bringen. Wenn die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Lese- und Mediensozialisation auch nicht explizit gestellt worden ist, so ist doch in den hier vorliegenden Beiträgen virulent. So berichtet Björn Hayer, dass Literaturverfilmungen ihm neue Zugänge zu Texten eröffneten, vor allem dann, wenn sich diese Adaptionen von der Vorlage emanzipierten und den Stoff mit den spezifischen ästhetischen Mitteln des Mediums

Film neu beleuchten. Michael Bahn ist noch einen Schritt weiter gegangen. Er hat eine vertonte Version seiner Lesebiografie erstellt, auf die man online Zugang hat. Er griff damit zu einer zweifachen Medialisierung.

Die medientechnischen Entwicklungen haben bekanntlich eine nachhaltige Debatte in Gang gebracht. Sie lässt sich unter den Stichwörtern ›Verdrängung des Buches‹ und ›Sorge um die zunehmende Erosion des Bildungsbürgertums‹ zusammenfassen. Tatsächlich ist der klassische Weg zur schließlich professionellen Beschäftigung mit Literatur, worauf Markus Engelns in seinem Beitrag *Wie ich doch noch zur Literatur fand* hinweist, für viele nicht mehr so vorgezeichnet wie dies für die Generation der Professorinnen und Professoren noch gegolten hat. Die Lektüren sind auf vermittelten Wegen vielfältiger geworden. Die Beiträgerinnen und Beiträger rezipierten in der Phase der literarischen Sozialisation zwar häufig bereits Werke, die man zum klassischen Kanon zählt, aber sie wurden auch durch mannigfaltige andere Texte und Medien geprägt. Diese Ausweitung des Spektrums mag dazu führen, dass tendenziell weniger der bildungsbürgerlichen Standardwerke gelesen werden. Daraus folgt jedoch nicht, dass der akademische Nachwuchs nicht über dieses kulturelle Kapital verfügt, sondern eher, dass er es teilweise über moderne Adaptionen klassischer Stoffe inkorporiert. Während beispielsweise die Sagen des Klassischen Altertums auch früher schon häufig nicht im Original, sondern in Gustavs Schwabs berühmter klassischer Nacherzählung *Die schönsten Sagen des klassischen Altertums* vermittelt worden sind, treten heute neben derartige literarische Adaptionen filmische und neuere Formen hinzu.

Viele der Beiträge zeigen dennoch, dass gerade kanonische Werke und die Texte, die man bis vor einiger Zeit als ernste Literatur zu deklarieren pflegte, den sogenannten Nachwuchs besonders beeindruckt und geprägt haben. Das belegen beispielsweise die Beiträge von Walter Kühn, Timo Rouget und Nina Mattern. Mattern hat ihren Essay souverän mit Versatzstücken ihrer Lektüre gespickt und macht die Lesenden zu geleiteten Mitlesern ihrer Lektüre. Matterns Beitrag führt vor, dass der Zugang zu Literatur und der Umgang mit ihr freier, kreativer und in jedem Fall individueller geworden ist.